



C. C. Slaterman

# Marshal Crown

Band 29

Tötet Tavoja!



WESTERNSERIE





C. C. Slaterman

**Marshal Crown**

Comancheros, Colts und Marshal Crown

Western

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Cover © 2017 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2017 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

## Tötet Tavoja!

Trommelnder Hufschlag hallte wie das Donnern eines heranziehenden Gewitters durch die Straßen von Pelado und wurde von den weiß gekalkten Wänden der Adobelehmhütten als vielfaches Echo wieder zurückgeworfen.

Mit einem wilden Satz schoss US-Marshal Jim Crown derart ungestüm in die Höhe, dass der Stuhl, auf dem er es sich bis vor wenigen Sekunden noch bequem gemacht hatte, mit einem lauten Poltern hinter ihm zu Boden fiel.

Wütende Schreie gellten durch den Mittag, Pferde wieherten, Männer fluchten, irgendwo auf der Straße kläffte ein Hund wie verrückt.

»Heilige Maria von Guadalupe«, keuchte Juan Martinez, der Wirt der kleinen Bodega von Pelado, und bekreuzigte sich im Sekundentakt.

Dann drehte er sich um und eilte seiner Frau entgegen, die schreiend aus der schmalen Tür gerannt kam, die hinter der Theke direkt in die Küche führte. Er umrundete den Tresen, stellte sich ihr in den Weg und nahm sie in den Arm.

»Tavoja!«, kreischte die Frau wie von Sinnen. »Tavoja kommt zurück. Oh mein Gott, er wird uns alle töten!«

»Beruhige dich, Maria«, sagte Juan, während er sich bemühte, seine Frau sanft aber bestimmend unter die Theke zu drücken. »Setz dich, hier unten ist es immer noch am sichersten.«

Einzig Felipe Pelon, der letzte jenes Quartetts, das in dem Lokal die Zerschlagung des Comancherolagers mit einem ausgiebigen mexikanischen Essen gefeiert hatte, saß noch mit einer solchen Seelenruhe am Tisch, als würde ihn die Sache nicht im geringsten berühren.

»Was zum Teufel geht denn hier vor! Sind denn jetzt alle verrückt geworden?«, fragte Pelon und blickte sich kopfschüttelnd um.

»Hast du nicht gehört, was der Junge gerade gerufen hat?«, schnappte Crown und zog seinen Colt.

»Was für ein Junge?«

»Du bist anscheinend nicht nur taub, sondern auch blind.«

Felipe verzog ungehalten das Gesicht. »Was denn?«, rechefertigte er sich. »Wie soll denn ein normaler Mensch bei dem Krach irgendetwas verstehen?«

Bevor der US-Marshall darauf eine Antwort geben konnte, krachten draußen die ersten Schüsse. Revolverfeuer dröhnte dumpf durch die Straßen und überall in der kleinen Stadt zersprangen Fensterscheiben.

Kugeln schlugen in die Wände der Häuser.

Eine dieser Kugeln bohrte sich dicht neben Felipe in einen der Stützbalken in der Bodega. Holzsplitter flogen umher, von denen ihm einer die Haut an der rechten Wange aufriss.

Erschrocken zuckte der Mexikaner zusammen, wischte sich über das Gesicht und ließ sich augenblicklich hinter dem Tisch auf die Knie fallen.

Ungläubig starrte er dabei auf das Blut an seinen Fingern.

»Tavoja?«, stammelte der Mexikaner fragend.

»Na endlich, hat ja lange genug gedauert, bis du es kapiert hast!«, sagte Crown. »Los, schnapp dir deinen Colt und dann ran ans Fenster. Wollen doch mal sehen, ob wir diesen Hurensohn nicht gebührend begrüßen können.«

Draußen steigerte sich das Stakkato der stampfenden Pferdehufe zusammen mit dem Krachen der Schüsse inzwischen zu einem infernalischen Lärm.

Crown hatte sich währenddessen am Fenster postiert. Er

hielt den Colt in der Rechten und sah Tavoja und seinen Männern entgegen, die an der Kirche vorbei erneut schießend und schreiend durch die Hauptstraße jagten.

Sein Gesicht verfinsterte sich.

Wütend jagte er der herandonnernden Reiterkavalkade seine Kugeln entgegen. Heisere Schreie sagten ihm, das zumindest eine oder zwei seiner Kugeln getroffen haben mussten.

Dann waren die Reiter in Höhe von Juans Bodega.

Crown erkannte Tavoja ganz genau.

Mit seiner dunklen Reiterkleidung und den silbernen Conchas auf der Weste war der Comanchero-Jefe inmitten der zerlumpten Reiterhorde nicht zu übersehen. Crown hob den Colt, legte auf Tavoja an ... und erstarrte!

Der Anblick des nachfolgenden Reiters, der keine zwei Yards hinter dem Comanchero im Sattel eines kupferfarbenen Buckskins hockte und wie ein Verrückter auf das Pferd eindrosch, nahm ihm für einen Moment fast die Luft zum Atmen.

Dieser Mann war niemand anderes als Bob Kane!

Obwohl er sein Gesicht nur für die Dauer eines Atemzuges sehen konnte, gab es keinen Zweifel. Die Fratze des Mannes hatte sich unauslöschlich in sein Gedächtnis gebrannt. Er würde die Mörder seiner Frau selbst im Dunkeln erkennen und Bob war einer von ihnen. Einer von acht.

William, Howard, Mike, Tom, Billy und Wilbur sowie Frank, Williams Bruder, und dessen Sohn Bob. Allesamt Mörder, Räuber, Vergewaltiger und Betrüger der übelsten Sorte, die ihm den Tod geschworen hatten.

Alles hatte vor etwas mehr als anderthalb Jahren begonnen.

Damals, als er in Ausübung seiner Pflicht als Town Marshal von Rath City Billy Kane erschossen hatte.<sup>1</sup>

Die Kanes schworen daraufhin blutige Rache, aber nachdem sich über Wochen hinweg nichts getan hatte, geriet dieser Schwur nach und nach in Vergessenheit. Bis zu dem Tag, an dem ihn Wilbur Kane auf offener Straße zum Duell herausforderte. Sein Tod verlieh den Rachegeilüsten der Mördersippe neues Leben.

Und ihre Rache war fürchterlich!

Sie kamen an dem Tag nach Rath City, als er mit Linda vor dem Traualtar stand, um sie zu heiraten. Die Kanes, diese Bestien in Menschengestalt, zogen noch in der Kirche ihre Waffen und schossen auf ihn.

Aber ihre Kugeln trafen Linda.<sup>2</sup>

Für den Bruchteil einer Sekunde hatte Jim das Gefühl, als ob sein Herz aufhörte zu schlagen. Kalter Schweiß überzog seine Stirn und seine Hände begannen jäh zu zittern. Ihm wurde schwarz vor Augen. Obwohl er mit dem Revolver in der Hand in sicherer Deckung stand und Tavoja und seine Männer zum Greifen nahe an ihm vorbeiritten, ließ er die Comancheros unbehelligt ziehen.

Er war in diesen Sekunden zu keiner vernünftigen Handlung fähig. Wut und Trauer lähmten ihn gleichermaßen.

Er erwachte erst wieder aus seiner Erstarrung, als ihm Felipe unsanft auf die Schulter klopfte.

»Was zum Teufel ist los mir dir? Warum hast du nicht geschossen?«

Crown zuckte zusammen und verzog sein Gesicht zu einer

---

<sup>1</sup> Siehe Marshal Crown Band 19, Hetzjagd ohne Gnade

<sup>2</sup> Siehe Marshal Crown Band 25, Fahr zur Hölle, Marshal Crown

wütenden Grimasse, als er sah, wie die Comancheros unbehelligt aus der Stadt ritten und am südlichen Ende von Pelado ihre Pferde in Richtung Grenze lenkten.

\*

»Wir müssen uns langsam etwas einfallen lassen«, sagte George Baker.

Der weizenblonde Texaner, der seit Jahren an Tavojas Seite ritt und inzwischen so etwas wie seine rechte Hand war, ließ seinen Blick nachdenklich über die wenigen Reiter schweifen, die ihm und dem Comanchero-Jefe noch geblieben waren.

»Warum? Was willst du damit sagen?«

Baker hob den Kopf.

*Siebzehn Mann*, dachte er bitter, *siebzehn von hundert und er fragt warum?*

»Weil es so nicht mehr weitergehen kann.«

»Was soll das heißen?«

»Wir sind erledigt. Fertig! Verstehst du? Noch so einen Monat wie den letzten und wir können uns alle erschießen.«

»Mierda! Warum sagst du so etwas? Habe ich nicht immer für euch gesorgt?« In den Augen des Comancheros begann es gefährlich zu funkeln, als er weiter redete. »Seit ich euch führe, hat es euch noch nie an etwas gefehlt, egal ob es Geld, Schnaps oder Weiber waren. Ich konnte mich auf euch verlassen und ihr euch auf mich. Es ging uns allen gut, sehr gut sogar. Deshalb verstehe ich nicht, was dieses Gerede soll, nur weil wir gerade mal eine Pechsträhne haben.«

»Pechsträhne?«, echote Baker ungläubig. »Verdammt Miguel, merkst du nicht, dass wir bereits bis zum Hals in der

Scheiße sitzen?« Der Texaner machte eine wütende Handbewegung. »Sieh dich doch nur mal um! Diese paar Figuren da sind alles, was noch von hundert Mann übrig geblieben ist. Unser Dorf ist zerstört und unsere Pferde und Rinderherden in alle Himmelsrichtungen zerstreut. Inzwischen sind wir nicht einmal mehr sicher, wenn wir über die Grenze reiten. Dort warten sie auch auf uns. Ich habe es dir schon damals gesagt, leg dich nie mit einem US-Marshall an, diese Sternträger sind für jeden Mann, der sie auf der Fährte hat, die Hölle.«

»Was hätte ich denn machen sollen? Etwa auf die Knie gehen und ›bitte, bitte‹ zu Eager sagen, damit er seine Nachforschungen einstellt?«

»Nein, aber du hättest ihm Geld anbieten können. Ich kenne keinen Menschen, der ab einer gewissen Summe nicht korrupt wird.«

»Niemals! Eher würde ich dem Teufel als einem verdammten Gringomarschall mein Geld in den Rachen werfen.«

Baker zuckte mit den Schultern. »Damit ist wohl alles klar.«

Tavoja legte den Kopf schief. »Was willst du damit sagen?«

Baker blickte den Comanchero an und schwieg. Er hatte sich in letzter Zeit schon öfter gefragt, wie lange sie ihren Geschäften noch in Ruhe nachgehen konnten. Tavoja, der sich im Laufe der Zeit entlang des Rio Grandes so etwas wie ein kleines Königreich erschaffen hatte, war keinen Deut besser als all die anderen Führer und Offiziere, unter denen er seit dem Bürgerkrieg geritten war. Geblendet durch die Anfangserfolge wurden sie alle allmählich größenwahnsinnig. Sie wollten zu schnell zu hoch hinaus. Der anschließende Fall war umso tiefer, Baker wusste es aus leidvoller Er-

fahrung.

Aber da gab es noch etwas anderes, was ihm Sorgen bereitete.

Bisher war es ihm immer gelungen, sich noch rechtzeitig aus dem Staub zu machen, aber diesmal wurde es eng. Die US-Marshals waren ihnen nicht nur in Texas mit Unterstützung der Armee auf den Fersen, sondern inzwischen auch grenzübergreifend in Mexiko. Und das war etwas, worüber jeder Desperado diesseits und jenseits der Grenze vor zwei Wochen noch gelacht hätte wie über einen guten Witz.

Inzwischen war ihm das Lachen vergangen. Er glaubte, die Schlinge schon spüren zu können, die sich allmählich um ihren Hals zuzog.

»Mach gefälligst dein Maul auf und gib Antwort, wenn ich dich etwas frage«, bellte Tavoja. Seine wütenden Worte rissen den Texaner jäh wieder in die Wirklichkeit zurück.

»Wir sollten lernen, wieder etwas demütiger zu sein.«

»Hä?«, sagte der Comanchero und machte ein Gesicht wie ein Ochse, wenn es blitzt. »Was ist das denn für ein dummes Geschwätz? Demütig? Pah! Bist du neuerdings unter die Pfaffen gegangen?«

»Nein, aber ich habe nachgedacht. Die Menschen, die hier entlang der Grenze leben, sind im Prinzip alle arme Schweine. Sie buckeln sich täglich auf den Feldern einen ab, damit sie am Jahresende etwas ernten können, um ihre Familien durch den Winter zu bringen. Wenn wir ihnen, wie in letzter Zeit geschehen, immer mehr wegnehmen, sodass sie bald selbst nichts mehr zum Beißen haben, werden sie eines Tages entweder ihre Sachen packen und verschwinden, oder ein Gewehr in die Hand nehmen. In beiden Fällen sind dann wir die Dummen, denn wenn die Bauern einmal nicht mehr

da sind, ist es aus mit kostenlosem Essen, Trinken und auch mit den Steuern.«

»Du denkst, sie könnten gegen uns kämpfen?« Tavoja lachte dröhnend. »Lass dir von einem Mann, der in diesem Land aufgewachsen ist, eines sagen: Diese Menschen hier sind wie Lämmer und sie werden auch immer Lämmer bleiben, ihr ganzes Leben lang.«

»Täusch dich nicht, auch aus Lämmern können Wölfe werden. Merkst du denn nicht, was um uns herum passiert? Man hat inzwischen keine Angst mehr vor uns, sondern bekämpft uns. Die amerikanische Armee hat unser Dorf in Mexiko angegriffen und zerstört. Und warum? Weil der mexikanische Gouverneur inzwischen mit den US-Marshals und den Blaubauchsoldaten zusammenarbeitet. In Pelado, wo deiner Meinung nach nur Lämmer leben, schießt man neuerdings auf uns und in anderen Dörfern beginnen sie damit, ihr Vieh in die Berge zu treiben und ihre Vorräte einzugraben, wenn sie uns sehen. Ich denke, es ist an der Zeit, dass wir unsere Strategie ändern.«

»So, so, denkst du.« Tavoja blickte seinen Segundo düster an. In seinen dunklen Augen begann es erneut zu flackern. »Ich merke schon seit einer Weile, dass du die Männer führen willst. Aber dazu musst du noch eine Menge lernen.«

»Von wem?«, fragte Baker verächtlich. »Von dir vielleicht?«

»Quien sabe, aber dazu musst du mitkommen.«

»Wohin?«

»Nach Pelado. Ich habe mich nämlich gerade entschlossen, das Kaff erneut zu besuchen. Ich will doch mal sehen, wie viele Wölfe dort tatsächlich leben.«

Als es klopfte, hob Juan Martinez die Petroleumlampe hoch und eilte nach hinten.

*Das wird Mateo, der Schmied sein,* ging es ihm durch den Kopf, während er die schmale Hintertür entriegelte. *Er ist der Einzige, der jetzt noch fehlt.*

Juan wusste zwar, dass außer ihm sonst keiner mehr das vereinbarte Klopfzeichen kannte, trotzdem war er sichtlich erleichtert, als er im schwachen Licht der Lampe das vertraute Gesicht des Schmiedes erkannte. »Komm rein«, sagte der Wirt. »Die anderen sind schon alle da.«

Mateo nickte stumm. Sein Gesicht war auffällig gerötet, was aber nicht nur an den Temperaturen lag. In diesem Teil des Landes, unweit der Wüste, waren die Nächte selbst im Sommer empfindlich kalt. Es lag wohl eher an seiner Aufregung.

Mateo Cuate war genauso nervös wie die anderen Männer, die bereits seit einer halben Stunde in der Bodega um einen Tisch herum saßen.

»Geh ruhig weiter, sie warten schon auf dich.«

»Und du?«

Juan grinste gequält. »Ich passe so lange auf euch auf. Du weißt doch, hier in Pelado haben selbst die Wände Augen und Ohren.«

Der Schmied brummte irgendetwas Unverständliches und zwängte seine riesenhafte Gestalt in dem kleinen Flur umständlich an Juan vorbei. Der Wirt schloss die Hintertür und löschte das Licht, indes Mateo den Schankraum der Bodega betrat. Dort, an der fensterlosen Nordwand, sah er vier Männer um einen Tisch herum sitzen, auf dem eine Kerze brann-

te. Er kannte sie alle und schüttelte jedem Einzelnen die Hand.

»Du kommst spät«, sagte Jorge Flores, der Bürgermeister des Ortes. »Irgendwelche Schwierigkeiten?« Obwohl sich Flores bemühte, ruhig zu bleiben, war die Nervosität in seiner Stimme nicht zu überhören. Mateo schüttelte den Kopf und hob seine schaufelartigen Hände.

»Nein, alles in Ordnung. Es ist nur wegen meiner Frau, ihr wisst doch, wie Esmeralda sein kann.«

Trotz seiner riesenhaften Gestalt besaß der Schmied einen ordentlichen Respekt vor seiner Frau, eine Tatsache, die hinlänglich bekannt war, aber trotzdem fast allen der Anwesenden immer wieder ein Grinsen entlockte; wie auch heute.

Lediglich Crown ließ eine Regung vermissen, stattdessen erhob er sich.

»Genug der Rede, Señores. Fangen wir an und lasst uns überlegen, wie wir uns von Tavoja und seinen Spießgesellen freimachen können.«

»Ich habe mich heute noch einmal im Ort umgehört«, sagte der Schmied. »Kein Mensch ahnt etwas. Ha, auf die dummen Gesichter bin ich gespannt, wenn wir ihnen diesmal zur Begrüßung statt Fressalien und Geld ein halbes Dutzend Gewehre unter die Nase halten.«

»Ich weiß nicht«, sagte ein anderer Mann. »Mir ist immer noch nicht ganz wohl bei der Sache.«

»Warum bist du dann hier, Enrique?«, zischte der Bürgermeister scharf. »Gerade du, der Besitzer des einzigen Ladens in Pelado, sollte doch das größte Interesse daran haben, dass man Tavoja hinter Gittern bringt. Jammerst du nicht jedes Mal, dass sie dir wieder den ganzen Laden ausgeräumt haben?«

»Jorge hat recht«, sagte der Schmied. »Wenn wir jetzt nicht damit anfangen, uns zu wehren, werden wir es wahrscheinlich nie tun. Tavoja ist angeschlagen, man hat sein Lager zerstört, und sowohl in Mexiko als auch hier in Texas sitzen ihm die Armee und die Marshals im Nacken. Also wann dann, wenn nicht jetzt?«

Die Männer nickten und steckten die Köpfe zusammen.

Es war weit nach Mitternacht, als man sich wieder trennte.

Gähnend schloss Juan hinter dem Schmied die Tür ab. Mateo war der Letzte, der die Bodega verließ.

»Und, zufrieden?«, fragte Juan den Marshal und Felipe, die sich aufmachten, ihre Zimmer aufzusuchen.

Crown, der gerade den Fuß auf die erste Stufe der Treppe setzen wollte, die hoch zu seiner Kammer führte, verhielt mitten in der Bewegung und drehte sich um. Trotz der späten Stunde sah er zufrieden aus. »Yeah, sogar mehr als das.«

»Ich wünschte, ich hätte Ihre Zuversicht«, sagte Juan leise.

Als er die fragenden Blicke der beiden Männer bemerkte, hob er abwehrend die Hände.

»Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, ich will jetzt keineswegs einen Rückzieher machen. Wenn Juan Martinez einmal ja gesagt hat, dann bleibt er auch bei seinem ja, aber Tavoja bringt mindestens doppelt so viel Männer in den Sattel wie wir. Das wird eine harte Nuss.«

»Am Anfang vielleicht, aber ich habe den Willen in den Augen der anderen gesehen und glaub mir, sobald wir den ersten Angriff abgewehrt haben, wird es nicht bei unseren sechs Gewehren bleiben. Die Menschen hier haben wieder Hoffnung.«

Juan schien einen Moment lang nachzudenken, dann nickte er zuversichtlich und sagte: »Si, ich habe es an Mateo ge-

sehen. Ich denke, wir schaffen das.«

»Das denke ich auch«, erwiderte Crown. »Aber jetzt sollten wir ins Bett gehen, nicht, dass wir Tavojas Besuch noch verschlafen.«

\*

US-Marshal Jim Crown war gerade dabei, die Trommel seines Colts zu überprüfen, als er aus den Augenwinkeln heraus bemerkte, wie sich Felipe Pelon auf dem Dach des Hauses, auf dem er Posten bezogen hatte, plötzlich aufrichtete.

Er schwenkte kurz seinem Hut und ging danach sofort wieder in Deckung.

Crowns Gestalt straffte sich sofort.

*Es ist soweit*, dachte er und setzte sich in Bewegung. Sein Ziel war der Mietstall. Crown hatte zwar nur fünf Männer zur Verfügung, aber seiner Meinung nach genügten sie, um mit ihnen die strategisch wichtigsten Punkte von Pelado abzudecken; den Store, die Kirche, das Haus des Bürgermeisters, Juans Bodega und eben den Mietstall.

Mit weit ausgreifenden Schritten, den Colt in der Faust, rannte Crown darauf zu. Mit einem Satz war er in der Stallgasse, drehte sich um und schob das Tor hinter sich wieder so weit zu, dass einem Vorbeireitenden zwar der Blick in den Mietstall verwehrt blieb, er aber noch genügend Sicht auf die Straße hatte.

Crown nahm den Colt hoch, dann hörte er den Hufschlag.

Von seinem Standort aus konnte er Enrique Perez sehen, der gegenüber vom Mietstall auf dem Dach seines Hauses lag.

Der Marshal schluckte.

Der Storekeeper war das schwächste Glied in seiner Verteidigungskette. Er hoffte inständig, dass er nicht nervös wurde und zu früh schoss. Der Erfolg ihrer Mission hing davon ab, die Comancheros so weit wie möglich in die Stadt hineinzulocken.

*Hoffentlich packt er das*, dachte Crown. Aber schon im nächsten Moment wurden all seine Gedanken zu Makulatur.

Sie kamen!

Unvermittelt tauchten sie in der Hauptstraße auf. Sie ritten hintereinander, sieben Männer.

Jim duckte sich instinktiv.

Er konnte zwar nur einen kurzen Blick auf die Reiter werfen, aber das Wenige, das er dabei zu sehen bekam, genügte. Ihm wurde klar, warum allein ihr Anblick bei den Bewohnern der kleinen Grenzorte bereits Angst und Schrecken auslöste.

Das waren keine Menschen, sondern Tiere! Zweibeinige Raubtiere! Gewalt stand in ihren Gesichtern geschrieben und in den Augen funkelte die pure Lust am Töten. Diesen Männern sah man schon von Weitem an, dass sie kein Erbarmen kannten und dass sie alles, was sie wollten, sich auch nahmen, und dabei jeden, der auch nur den Versuch machte, sie daran zu hindern, ohne zu zögern über den Haufen schossen.

Sie waren Abschaum, heruntergekommen, zerlumpt, aber bis an die Zähne bewaffnet.

Die Horde erreichte die Plaza mit dem Ziehbrunnen in der Mitte des Dorfes und zügelte ihre Pferde. Crown entdeckte Tavoja, der sich im Sattel vorbeugte und sich mit einem weizenblonden Texaner unterhielt.

Eigentlich sah alles ganz normal aus, aber irgendwie hatte

Crown plötzlich ein komisches Gefühl im Bauch. Irgendetwas beunruhigte ihn, er wusste nur nicht genau, was es war. Er wusste nur eines: Sein Bauchgefühl hatte ihn bisher noch nie getrogen.

Vorsichtig streckte er erneut den Kopf hinter dem Mietstalltor hervor und beobachtete die Bande noch einmal genauer.

Es dauerte keine drei Sekunden, bis ihn die Erkenntnis siedend heiß durchzuckte.

Crown konnte seine Schießkünste durchaus realistisch einschätzen. Selbst wenn jede seiner Kugeln bei dem gestrigen Angriff einen von Tavojas Männer getroffen hätte, müsste der Comanchero noch über ein Dutzend Männer unter Waffen haben.

Dieser Trupp aber bestand nur aus sieben Reitern! Wo war der Rest? Und was noch viel schlimmer wog: Wo zum Teufel steckte Billy Kane?

Die Antwort erhielt Crown einen Moment später.

Zuerst hörte er Jorge Flores, den Alcalden von Pelado, schreien.

Der Bürgermeister hatte sich in seinem Haus, das am anderen Ende von Pelado stand, wie verabredet am Fenster neben der Haustür in Position gebracht. Dann war das Donnern von Hufschlag zu hören und die heiseren Schreie weiterer Reiter.

Crown wusste sofort, was das alles zu bedeuten hatte.

Tavoja hatte aus seinem letzten Angriff gelernt. Allem Anschein nach hatte er sich einen anderen Plan zurechtgelegt. Im Gegensatz zu gestern attackierte er Pelado diesmal von zwei Seiten. Dazu passte, dass die Horde auf der Plaza trotz allem Geschrei und Hufgetrappel keineswegs nervös wirkte.

Crown hob seinen Colt und schoss.

Sein Schuss war das eigentliche Signal, nur feuerte er seine Waffe deutlich früher ab als geplant. Aber er sah keinen Sinn darin, sich jetzt noch zu verstecken.

Die Kugel packte den Reiter rechts von Tavoja wie mit einer unsichtbaren Faust, hob ihn in die Höhe und schleuderte ihn rücklings aus dem Sattel. Von den Dächern und aus den Deckungen heraus, wo sich seine Kampfgefährten postiert hatten, begann es zu krachen und zu blitzen. Mündungsfeuer zuckte durch die Straßen, Pulverdampf wogte in stinkenden Schwaden über die Plaza am Brunnen. Beinahe fünf Minuten lang war Pelado vom Dröhnen unzähliger Schussdetonationen erfüllt.

Crown hörte das schrille Wiehern der Pferde, das Stampfen der Hufe und das Brüllen verletzter und sterbender Männer.

Als das Feuer allmählich verstummte, verließ der Marshal den Mietstall und hetzte Haken schlagend auf die Plaza zu.

In diesem Moment geschah etwas, was er nicht erwartet hatte, jedenfalls nicht zu diesem Zeitpunkt. Am anderen Ende von Pelado, keine zwei Häuser neben dem des Bürgermeisters, wurde plötzlich aus einer Seitengasse heraus geschossen.

Dieser Gewehrschütze, der sich dort in der dunkeln Gasse hinter einer Regentonne verschanzt hatte, ließ es aber nicht bei dem einen Schuss bleiben.

Zum Entsetzen der Comancheros begann er unablässig wieder und immer wieder zu schießen.

*Das ist ein altes Sharps-Büffelgewehr*, dachte Crown, während ihn eine wilde Genugtuung erfüllte, als er sah, wie die großkalibrigen Geschosse inzwischen bereits den dritten Co-

manchero mitleidlos aus dem Sattel gestoßen hatten.

Eines von diesen Wundergewehren mit denen Billy Dixon letzten Sommer bei Adobe Walls einen Indianer aus einer Entfernung von über 1530 Yards aus dem Sattel geholt hatte.

»Ho«, sagte Crown mehr zu sich selbst, als er auf die Comancheros zulief. »Jetzt habt ihr endgültig verloren!«

Es waren nicht die Gedanken um diese Waffe, die den Marshal so voller Zuversicht erfüllten, es war das Wissen, dass Pelado sich zur Wehr setzte, und zwar nicht, wie er gehofft hatte, irgendwann, sondern hier und heute. Die Bürger hatten anscheinend erkannt, dass nur sie es in der Hand hatten, ihren Ort für immer frei und unabhängig von Tavojas Comancherohorde zu machen.

Wie zur Bestätigung war plötzlich überall das Knattern und Krachen von Pistolen, Gewehren und Revolvern zu hören. Inzwischen lagen vier Männer im Staub der Straße. Die anderen Comancheros galoppierten über die Hauptstraße. Crown sah zwei reiterlose Pferde bei ihnen. Mit einem weiten Satz brachte er sich in einem Hauseingang in Sicherheit, während Tavoja mit seinen Männern keinen Schritt von seiner Deckung entfernt aus der Stadt ritt, als wäre der Teufel höchstpersönlich hinter ihnen her. Als die Reiter nur noch als dunkle Punkte am Horizont zu erkennen waren, verstummte das Schießen endgültig und die Einwohner kamen nach und nach auf die Straße.

Aufgeputscht vom Kampf und dem Wissen des Sieges schrien alle erregt durcheinander.

Vom Ortsende her kam Jorge Flores, der Alcalde, angeirrt.

»Wir haben es geschafft!«, schrie er dabei ständig. Er hielt ein Gewehr in den Fäusten, aus dessen Mündung noch

Rauch kräuselte, und schüttelte es immer wieder. Sein Gesicht war vor lauter Erregung puterrot.

Als er die Menschenmenge, die sich inzwischen auf der Plaza versammelt hatte, erreichte, klopfen ihm alle Bewohner des Ortes auf die Schulter.

Alle, bis auf einen.

Crown, der etwas abseits stand und seinen Blick über die Plaza schweifen ließ, erkannte einen jungen Mexikaner, der unweit der euphorisierten Menschen an einer Hauswand lehnte und reglos zu Boden starrte.

»Was ist los, Amigo?«, rief er dem jungen Mann zu. »Du machst ja ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. Freust du dich denn gar nicht, dass wir Tavoja aus der Stadt gejagt haben?«

Der Mexikaner nahm das Gesicht zur Seite.

Crown, der sich inzwischen eine flapsige Bemerkung zu rechtgelegt hatte, machte einen Schritt auf ihn zu und verharrte.

Er kannte den Mexikaner. Sein Name war Ricardo, er war der älteste Sohn von Enrique, dem Ladenbesitzer.

In seiner Magengegend machte sich ein unangenehmes Ziehen breit, als er sich erneut umblickte.

»Wo ist dein Vater? Ich sehe ihn nirgends.«

»Er ist tot«, antwortete Ricardo mit einer Stimme, die mit jedem Wort lauter wurde. »Er ist tot! Verstehst du! Die Comancheros haben ihn erschossen, als sie vorhin aus der Stadt geritten sind!« Den letzten Satz schrie er fast.

Auf der Straße wurde es plötzlich geradezu unheimlich still.

Crown war anscheinend nicht der Einzige, der die Worte vernommen hatte.

Zwanzig Meilen südöstlich von Pelado war die Spur unvermittelt zu Ende. Aber das verwunderte Crown nicht. Der Boden war auf den letzten vier, fünf Meilen immer felsiger geworden, die Gegend immer abweisender und zusehends bar jeglicher Vegetation.

Aus grünen Wiesen wurden vereinzelt braune Grasbüschel und aus blühenden Pecan- und Palo Verde-Baumgruppen Kakteen und sonnenverbranntes Dornengestrüpp.

Crown und Felipe zügelten ihre Pferde und spähten über die karge Ebene, an deren südlichem Ende sich die Ausläufer des Edward Plateaus in den Abendhimmel reckten. Das Licht der untergehenden Sonne überzog die Felsen mit purpurnem Licht.

Als sie aus Pelado losgeritten waren, bestand ihr Aufgebot noch aus zehn Männern. Aber mit jeder Meile, die sie sich von der Ortschaft entfernten, ohne Tavoja zu Gesicht zu bekommen, wurden sie weniger. Einer nach dem anderen war nach Pelado zurück geritten, bis schließlich nur noch sie beide übrig geblieben waren.

Obwohl damit ihre Chancen, die Comancheros zu verhaften und vor ein Gericht zu bringen, in Richtung Nullpunkt sanken, war der Marshal den Männern nicht böse.

Sie waren Städter, Handwerker, Kaufleute, Bauern, also alles andere als Männer, die mit der Waffe gegen Verbrecher bestehen konnten.

Solange sich Tavoja, unter dessen Terror sie jahrelang zu leiden hatten, noch auf freiem Fuß befand, solange war ihnen der Schutz und die Sicherheit ihrer Familien wichtiger, als mit einem Americano Marshal und einem vom Hass zer-

fressenen mexikanischem Rancharo in die Wildnis zu reiten, um die Verbrecher zu verfolgen.

»Sie sind zur Grenze geritten«, sagte der Mexikaner.

»Nein«, widersprach ihm Jim. Eagleman hatte ihm genug beigebracht, damit er selbst auf felsigem Boden eine Fährte verfolgen konnte. Er hatte genug Zeichen gesehen, deshalb wusste er, welche Richtung Tavoja mit seinen Männern eingeschlagen hatte.

»Das sind sie nicht. Sie sind in die Berge geritten. Tavoja weiß genau, dass er inzwischen auch in Mexiko nicht mehr in Sicherheit ist. Es muss irgendwo im Edwards Plateau einen Ort geben, an den er sich zurückziehen kann, um seine Wunden zu lecken.«

Felipe nickte und legte nachdenklich die Stirn in Falten. Crown glaubte, förmlich sehen zu können, wie es in seinem Kopf zu arbeiten begann.

»Natürlich«, sagte der Mexikaner nach einem Moment des Nachdenkens und klatschte sich mit der Rechten auf den Oberschenkel. »Das alte Kloster! Dass ich nicht gleich darauf gekommen bin.«

»Was für ein Kloster?«

»Emilio, der Padre von Pelado, hat es einmal erwähnt. Frag mich aber nicht mehr, in was für einem Zusammenhang. Jedenfalls haben in diesen Bergen vor ein paar Jahrhunderten einige Franziskanermönche ein Kloster gegründet, um von diesem Ort aus die Worte Gottes überall ins Land zu tragen. Es blieb allerdings bei dem Versuch, die Heilige Schrift zu verkünden. Denn der Ort, an dem sie das Kloster errichteten, war für die Indianer so etwas wie heilige Erde. Wie ich gehört habe, waren die Padres bereits zwei Jahre später Geschichte. Aber die Ruinen gibt es immer

noch.«

»Das ist es«, stieß Crown hervor.

Pelon zuckte mit den Schultern. »Mag sein, und wie geht es jetzt weiter?«

»Wir rasten hier. Es macht keinen Sinn, in der Nacht durch die Berge zu klettern. Wir reiten noch vor Sonnenaufgang weiter. Ich schätze, Tavoja und seine Bande werden noch schlafen, wenn wir ihr Lager erreichen.«

»Das hoffe ich doch. Hola, Amigo, ich kann es kaum noch erwarten, Tavojas dummes Gesicht zu sehen, wenn ich ihm morgen früh die Mündung meines Revolvers in sein blödes Maul stecke.«

Jim wusste, dass er dieses Vorhaben in seiner Eigenschaft als US-Marshall natürlich nicht dulden konnte. Aber er schwieg, er wollte Felipe mit seiner Antwort nicht verprellen, denn ohne ihn war seine Mission, Tavoja unschädlich zu machen, fast aussichtslos. Über diese Sache wollte er sich erst den Kopf zerbrechen, wenn es so weit war.

Er versorgte sein Pferd und sagte zu dem Mexikaner, dass er die erste Wache übernahm. Felipe schien das nicht unrecht zu sein, denn es dauerte keine zehn Minuten, bis sein Schnarchen zu hören war. Crown zog sein Gewehr aus dem Sattelschuh und setzte sich mit dem Rücken an einen Felsen, von wo aus er das umliegende Land beobachten konnte.

Kurz nach Mitternacht wurde er von Felipe abgelöst.

Er schlief sofort ein, wachte aber trotzdem bald wieder auf. Irgendetwas hatte ihn geweckt.

Schlaftrunken drehte er den Kopf und lauschte in die Finsternis hinein. Er hatte keine Ahnung, wie lange er geschlafen hatte, aber seine Glieder waren immer noch bleischwer von den Strapazen der letzten Tage. Mit einem stummen Fluch

drehte er sich zur Seite und wollte weiterschlafen, aber irgendetwas in ihm hinderte ihn daran. Er fühlte eine eigenartige Spannung in sich aufsteigen.

Crown richtete sich auf und tastete nach seinem Colt. Er hielt seinen Single Action schon in der Faust, als er im Sternenlicht einen Schatten zwischen den Felsen sah.

Ein Gewehr wurde neben ihm repetiert.

»Stehen bleiben!«, zischte Felipe. »Ich schieße!«

Der Schatten näherte sich.

Es war ein Mann, der ein Pferd am Zügel führte. Crown kannte ihn und ließ den Colt sinken.

Ricardo Perez, der Sohn des Ladenbesitzers.

»Hallo«, sagte er.

»Es war gar nicht so einfach, euch zu finden.« Dabei grinste er schief.

»Was willst du denn hier?«, fragte Crown. Sein Ärger über Ricardos Auftauchen wurde mit jeder Sekunde größer, aber er sagte nichts. Stattdessen begann Felipe, wie ein Maultierreiber zu fluchen.

»Bist du loco, hier nachts herumzuschleichen? Es hätte nicht viel gefehlt und ich hätte dir deinen dummen Kopf von den Schultern geschossen. Was zum Teufel willst du hier?«

»Mitkommen«, antwortete Ricardo knapp.

»Du hast wohl den Arsch auf! Wir sind auf der Jagd nach Comancheros und nicht nach Hasen. Ein Jüngelchen wie du ist dabei das Letzte, was wir gebrauchen können. Also verschwinde wieder, bevor ich wirklich böse werde.«

Obwohl Jim den Sohn des Ladenbesitzers verstehen konnte und einen weiteren Colt im Kampf gegen Tavoja durchaus begrüßte, musste er Felipe recht geben. Ricardo würde

sie nur aufhalten und behindern, und das in einer Situation, in der sie genug damit zu tun hatten, selber am Leben zu bleiben.

Wenn es bei Sonnenaufgang zum Kampf kam, konnten sie nicht auch noch auf ihn achten.

Ricardo war einfach zu unerfahren, er hatte nie gelernt, zu kämpfen, so wie sie. Er war der Sohn eines Ladenbesitzers und kam mit dem Wiegen, Verpacken und dem Verkauf von Lebensmitteln, Stoffballen und Haushaltsgeräten weitaus besser zurecht als mit einem Revolver. Er war gerade dabei zu überlegen, wie er es dem Jungen beibringen sollte, nicht mit ihnen zu reiten, um die Mörder seines Vaters zu stellen, als sich Felipe zu Wort meldete.

»Hast du Bohnen in den Ohren?«, zischte der Mexikaner. »Ich hab gesagt, du sollst verschwinden!«

»Warum?«, erwiderte Ricardo trotzig. »Ich könnte euch helfen, ich kann auch reiten und schießen, ich bin schließlich kein kleiner Junge mehr.«

»Pah«, sagte Felipe abfällig. »Das, was du schießen nennst, taugt vielleicht dazu, ein paar Hühner zu erschrecken, aber nicht für das, was wir vorhaben. Also schleich dich jetzt endlich.«

Bevor der Junge etwas sagen konnte, zog Felipe seinen Revolver. Er war nicht besonders schnell, wie Crown bemerkte, aber es genügte, um Ricardo weiß im Gesicht werden zu lassen, was im Sternenlicht besonders deutlich zu sehen war.

»Kapiertest du jetzt endlich, was ich meine?«

Crown steckte seinen Revolver weg und ging auf Ricardo zu. Um die angespannte Situation etwas zu entschärfen, wollte er dem Jungen ein Angebot machen, das dieser, wenn

er klug war, nicht ausschlagen konnte.

»Schluss jetzt, es ist keinem von uns geholfen, wenn wir uns gegenseitig an die Kehle gehen. Ich weiß, dass du recht hast, wenn du behauptest, es wäre zu gefährlich, den Jungen mitzunehmen«, sagte Crown, der sich dabei Felipe zuwandte.

Der Mexikaner nickte.

»Aber wer passt so lange auf unsere Pferde auf? Uns beiden ist doch klar, dass wir zu Fuß viel bessere Chancen haben, uns Tavojas Versteck zu nähern als mit den Tieren. Gerade in der Stunde vor Sonnenaufgang, wo es in den Bergen so still ist, dass man sogar ein Niesen meilenweit hören kann. Lass nur eines der Pferde mit dem Hufeisen gegen einen losen Stein treten, und das ist bei dem schwachen Licht in der Morgendämmerung durchaus drin, und schon haben wir verloren.«

»Meinetwegen«, knurrte Felipe. »Ich sehe schon, dass du einen Narren an ihm gefressen hast. Die Frage ist allerdings, ob sich unser junger Kämpfer mit der Rolle des Pferdewächters zufriedengibt. Was denkst du?«

Als Crown sah, wie Ricardo zu Felipes Worten so heftig nickte, dass zu befürchten war, dieser fiel ihm jeden Moment von den Schultern, verzichtete er auf eine Antwort und grinste stattdessen.

\*

Das Licht der aufgehenden Sonne schimmerte noch zaghaft durch den Fröhndunst, als US-Marshall Jim Crown und Felipe, sein mexikanischer Kampfgefährte, bereits unterwegs waren. Lautlos wie Schatten huschten sie durch die Berge.

Keiner der beiden sprach dabei ein Wort. Sie sparten sich ihren Atem für den Weg zu Tavojas angeblichem Versteck, der sich in der Zwischenzeit als ziemlich anstrengend und kräfteraubend entpuppte.

Der Pfad zu den Klosterruinen war zwar nicht sonderlich steil, aber voller Geröll, abgestorbenen Baumwurzeln und Dornengestrüpp.

Crown nickte zufrieden.

Sie hatten gut daran getan, die Pferde zurückzulassen. Auf diesem Untergrund war es unmöglich, mit den Tieren lautlos voranzukommen, hier war jeder Reiter meilenweit zu hören. Während die Schleier des Morgennebels von der Wärme der immer heller scheinenden Strahlen aufgezehrt wurden, kämpften sich die beiden Männer zu den Ruinen hoch.

Geduckt huschten sie von Felsblock zu Felsblock, bis plötzlich vor ihnen unvermittelt ein Pferd wieherte.

Crown schaltete blitzschnell.

Die nächste Deckung, die sich ihnen bot, war eine hüfthohe Dornenbuschgruppe, deren Astwerk so dicht ineinander verzweigt war, das man schon direkt davor stehen musste, um zu erkennen, dass sich hinter dem Buschwerk jemand versteckt hielt.

Aber bis dahin waren noch etwa zwanzig Yards zurückzulegen und das Wiehern des Pferdes hatte nahe geklungen, verdammt nahe sogar.

Es galt also, keine Zeit zu verlieren.

Die Männer sprangen auf und hetzten los. Sie schienen regelrecht auf das Gebüsch zuzufliegen. Crown atmete stoßweise, er legte alle Kraft, die noch in seinem Körper steckte, in diesen kurzen Lauf. Die Anstrengung verzerrte sein Ge-

sicht, seine Lippen waren in der Anspannung zu einem schmalen Strich zusammengepresst.

Dann war er hinter dem Gebüsch.

Mit letzter Kraft legte er sich flach auf den Bauch und blieb keuchend liegen. Schweiß brannte ihm in den Augen und sein Hals war so trocken wie die Staked Plains Wüste. Seine Zunge klebte wie ein staubiger Putzlappen am Gaumen und seine Füße schmerzten. Ein kurzer Seitenblick auf Felipe, der jetzt neben ihm lag, zeigte ihm auf, dass es dem Mexikaner keinen Deut besser erging. Sie waren Männer des Sattels und es nicht gewöhnt, längere Strecken zu Fuß zurückzulegen, geschweige denn zu rennen. Dazu waren ihre Reitstiefel auch nicht geeignet. Crown begann tief durchzuatmen und begab sich, nachdem sein Herz wieder normal schlug, in die Hocke und nahm sein Gewehr hoch.

So nahe, wie das Pferdewiehern geklungen hatte, rechnete er jede Sekunde damit, dass vor ihnen ein Reiter auftauchte.

Aber nichts geschah.

Sekunden zerrannen, wurden zu Minuten und immer noch war niemand zu sehen.

»Scheiße«, flüsterte Felipe nervös. »Wo steckt der Kerl bloß?«

Crown zuckte mit den Schultern und streckte vorsichtig seinen Kopf hinter dem Dornengestrüpp hervor. Prüfend blickte er sich nach allen Seiten um, verharrte plötzlich und zuckte zusammen. Der Rauch war im fahlen Licht der Morgendämmerung fast nicht zu erkennen. Er stieg im Westen als dünne, graue Säule gen Himmel und war im Morgendunst so gut wie unsichtbar. Er hätte ihn nicht bemerkt, wenn ihm der Wind nicht den Geruch von heißem Kaffee, Speck und Tabak entgegengetragen hätte. Crown spürte so-

fort den Hunger, der in seinen Eingeweiden wühlte. Seit dem Essen in Juans Bodega hatte er nichts Anständiges mehr zu sich genommen.

»Schätze, da kommt keiner.«

»Wie meinst du das?«, wollte Felipe wissen.

»Das war nicht das Pferd eines entgegenkommenden Reiters, das wir da gehört haben.«

»Sondern?«

»Das Pferd steht in Tavojas Lager.«

Der Mexikaner blickte den Marshal fragend an. »Wie kommst du darauf?«

»Halte einfach deine Nase in die Luft, dann wirst du mich verstehen.«

Felipe hob den Kopf und nickte augenblicklich. »Ich hätte nicht gedacht, dass wir schon so nahe an ihnen dran sind. Was willst du jetzt unternehmen?«

»Ranschleichen und uns einen Überblick verschaffen. Dabei wäre es gut, wenn wir von zwei Seiten kommen. Wenn sie einen von uns schnappen, kann der andere immer noch zu Ricardo zurück und von Pelado aus die Armee oder einen US-Marshal informieren.«

Felipe nickte.

Kurz darauf trennten sich die Männer.

\*

Der Mexikaner war bereits zwischen den Felsen verschwunden, als Crown noch hinter den Dornenbüschen saß und versuchte, sich zu konzentrieren. In seinem Kopf wirbelten tausend Gedanken durcheinander. Es war nicht nur das Wissen um Tavoja und seine Comancheros, den Mördern

seines Vorgängers Marshal Eager, denen er schon bald gegenüberstehen würde, es war vielmehr der inzwischen beinahe unerträgliche Gedanke, dort auch Bob Kane, einem der Mörder seiner Frau zu begegnen.

Er musste sich beinahe mit Gewalt dazu zwingen, ruhig zu bleiben.

Jim versuchte, tief und gleichmäßig durchzuatmen.

Hass und Wut waren bei dem, was er vorhatte, schlechte Ratgeber. Er durfte sein Leben nicht leichtfertig aufs Spiel setzen, denn da gab es eine Sache, die er unbedingt noch erledigen musste. Außer Bob waren immer noch vier von diesen Mördern auf freiem Fuß und er hatte Linda am Grab geschworen, dass er nicht eher ruhen würde, bis er sie alle zur Strecke gebracht hatte. Aber dazu musste er sich aufmachen und handeln, vom Herumsitzen allein erledigten sich seine Probleme nicht. Crown schnaufte, überprüfte noch einmal seinen Colt und machte sich danach auf den Weg.

Er war nur etwa eine Viertelstunde unterwegs, als er hinter einer Felsbiegung die ersten Reste der Klosterruinen erkannte.

Stimmen ertönten.

Ohne zu überlegen, hechtete sich Jim hinter einem Baumstumpf zu Boden. Vor ihm warfen die aufflackernden Flammen eines Campfeuers bizarre Schatten an die umliegenden Felsen. Pferde schnaubten, das Klappern von Besteck und Tellern hallte durch den Morgen.

Jim hatte Mühe, einen wilden Fluch zu unterdrücken.

Ihr Plan war gewesen, Tavojas Lager zu umzingeln, noch bevor die Comancheros erwachten.

Aber dafür war es jetzt zu spät.

Viel zu spät!

Crown hatte das Gefühl, als ob sich eine eiskalte Hand um seinen Hals legte, als er beobachtete, wie am Feuer ein dicker Mann aufstand, sein Handbeil aus dem Gürtel zog und genau auf ihn zukam. Wahrscheinlich wollte er mit dem Beil neues Feuerholz schlagen – die Nächte waren selbst im Sommer hier in den Bergen unangenehm kalt. Irgendwo konnte ihn Jim verstehen, das Dumme an der Sache war nur, dass eben jener Baumstumpf, hinter dem er in Deckung lag, das einzige Material in der ganzen Runde war, das dazu taugte, das Lagerfeuer weiter in Gang zu halten.

Jim hob den Kopf und blickte noch einmal kurz auf.

Der Dicke hatte das Beil erhoben und kam genau auf ihn zu.

Seine Stiefel knirschten über den Geröllboden und kamen immer näher. Jim nahm den Kopf zurück und ging in Lauerstellung. Sein ganzer Körper war gespannt wie eine Bogensehne.

Er war gerade dabei, den Hammer seines Colts zu spannen, als der Mann unvermittelt stehen blieb und sich suchend umblickte.

Bevor Jim wusste, was er davon halten sollte, schob der Dicke das Beil hinter sich in den Gürtel, ging auf einen Felsbrocken zu und knöpfte seine Hose auf.

Sekunden später ließ er es regnen.

Crown zögerte keine Sekunde.

Er glitt hinter dem Baumstrunk hervor, tauchte im Rücken des Mannes auf und hob seinen Colt. Der Kerl zuckte zusammen. Anscheinend hatte er etwas bemerkt, aber seine Reaktion kam zu spät. Er riss sein Beil aus dem Gürtel und wollte sich umdrehen, als ihm Jim mit aller Kraft den Walnussholzgriff seines Single Action Colts auf den Schädel

donnerte.

Der Dicke ließ das Beil fallen und bekam glasige Augen.

Bevor er umkippte, fing ihn Jim auf und zog ihn hinter den Felsen, den er gerade eben mit seinem Regen beglückt hatte. Crown fesselte und knebelte ihn und gab ihm, als er die Augen aufschlug und zu knurren begann, mit dem Revolvergriff noch einmal eine Kopfnuss.

Er hatte sein Werk gerade beendet, als erneut Schritte zu hören waren.

Jim wirbelte auf dem Absatz herum.

Der Marshal riss überrascht die Augen auf.

Der Mann, der jetzt auf sein Versteck zukam, sah genauso aus wie der, den er gerade eben niedergeschlagen hatte. Er war nur nicht so dick. Aber ansonsten passte alles; die beiden mussten Zwillinge sein oder zumindest Brüder.

Jim ahnte nicht, wie recht er mit seiner Vermutung hatte. Paco und Pepe Zagalo waren in der Tat Brüder.

Das war aber auch die einzige Gemeinsamkeit, wie Jim rasch feststellen musste. Denn Pepe bewegte sich weitaus weniger sorglos als sein Bruder Paco. Es war deutlich zu sehen, wie er nach jedem Schritt stehen blieb und sich misstrauisch umblickte.

»Paco?«, flüsterte er leise, indes er auf den Felsen zukam. Seine Rechte hatte sich inzwischen um den Griff seines Revolvers gelegt.

Er hatte trotzdem nicht den Hauch einer Chance.

Als er versuchte, den Felsen zu umrunden, hinter dem sein Bruder lag, erwischte ihn Jim mit einem knallharten Schlag gegen die Schläfe. Keine zwei Minuten später lag Pepe genauso wie Paco gefesselt und geknebelt am Boden.

Als er den Kopf wandte, sah er Felipe auf sich zukommen.

Der Mexikaner grinste über alle vier Backen.

»Du bist noch besser, als ich dachte. Wenn wir so weitermachen, hat Tavoja bald keine Männer mehr. Ich ...« Felipe stutzte und zeigte verwundert auf die beiden bewusstlosen Banditen, die vor ihm wie zwei gut verschnürte Pakete am Boden lagen. »Maledito, warum hast du dir denn mit diesen Hurensöhnen so viel Mühe gemacht? Wenn wir wieder nach Pelado reiten, sind sie nur unnötiger Ballast.«

»Das sind sie nicht«, widersprach Crown. »Sie sind Gefangene, ich als Marshal vertrete hier schließlich das Gesetz.«

»Gesetz, so ein Quatsch. Diese Mörder haben nichts anderes als den Tod verdient. Die beiden, die ich ausgeschaltet habe, werden jedenfalls niemanden mehr umbringen oder ausrauben.«

Crown legte die Stirn in Falten. Er wusste genau, wie es Felipe gemeint hatte. Das Messer in seinem Gürtel und das viele Blut auf der Klinge und an den Händen sprachen Bände.

Er war mit dem Handeln des Mexikaners ganz und gar nicht einverstanden, aber er konnte es sich nicht leisten, auf seine Hilfe zu verzichten, jedenfalls im Moment nicht.

Obwohl er nichts sagte, sah er Felipes Gesicht deutlich an, dass der Mexikaner sehr wohl wusste, dass er mit seinem Handeln nicht einverstanden war, genauso wie die Tatsache, dass er auf ihn angewiesen war.

Ohne ein weiteres Wort zu wechseln, folgten sie den Spuren der beiden gefesselten Comancheros, die von ihrem Lager aus auf sie zuführten. Als sie einen steilen Felsenhügel umrundeten, stolperten sie fast darüber.

Das Camp lag in einer tiefen Bodenfalte im Schatten mehrerer eingefallener Mauerreste.

Es war von Weitem nicht einsehbar und wäre der Rauch nicht gewesen, sie hätten es nie entdeckt, denn ohne Eagleman, der ihm das Jahrhunderte alte Wissen seines Volkes gelehrt hatte, wäre auch dieser für sie unsichtbar geblieben. Das Lagerfeuer bestand nämlich aus vertrockneten Zweigen abgestorbener Yuccapflanzen und brannte somit fast rauchlos.

Eine verbeulte Kaffeekanne hing an einem Dreibein über den Flammen.

Ein Stück abseits standen die Pferde und am Feuer saßen fünf Männer, Mexikaner, Weiße und ein Halbblutindianer.

Sie fühlten sich anscheinend ziemlich sicher. Crown konnte keine weitere Wache entdecken. Die Männer sprachen leise. Es mussten ziemlich wichtige Dinge sein, die sie miteinander zu besprechen hatten, denn ihre Gesichter wirkten allesamt ernst und angespannt.

Felipe gab Crown mit Handzeichen zu verstehen, dass er versuchen wollte, sich in den Rücken der Männer zu schleichen. Jim nickte und richtete von seiner Deckung aus sein Gewehr auf das Lager.

Fünf Minuten später winkte ihm Felipe von der anderen Seite des Comancherocamps mit dem Gewehr zu. Sie konnten das Lager jetzt von zwei Seiten aus unter Feuer nehmen. Die Männer hatten nichts bemerkt und nun trotz ihrer Überzahl auch keine Chance mehr.

Crown hob das Gewehr.

Sein Körper spannte sich, er wusste, dass es gleich soweit war.

Im selben Moment krachte Felipes Gewehr.

\*

Das Donnern des Schusses brach sich als vielfaches Echo zwischen den Ruinen des zerfallenen Klosters. Einer der Comancheros, der jüngste der Männer, zuckte zusammen, verharrte für die Länge eines Atemzuges mit halb aufgerichtetem Oberkörper und kippte dann schreiend nach vorne.

Er war noch am Leben, als er mit dem Gesicht voraus ins Feuer fiel.

Sofort schlugen die Flammen hoch und brannten ihm seine halblangen, dunkelbraunen Haare ab. Innerhalb weniger Augenblicke war sein ganzer Schädel schwarz.

Das Gebrüll des Mannes war ohrenbetäubend.

Aber das nahm Crown schon gar nicht mehr wahr.

Die anderen Comancheros sprangen vom Feuer auf und rissen ihre Revolver aus den Hüften.

Jim erwiderte ihr Feuer instinktiv, ohne großartig nachzudenken. Er wusste, was er zu tun hatte. Diese Verbrecher hatten geraubt, geplündert und geschändet, Männer wie Frauen und Kinder. Einer von ihnen war sogar der Mörder seiner Frau. Jetzt schossen sie auf ihn, um ihr jämmerliches Leben zu retten.

Er konnte keine Gnade geben.

Crown traf mit seiner zweiten Kugel einen von ihnen in den Bauch.

Der Mann, ein hagerer, weizenblonder Texaner, sank in die Knie. Sein Hemd färbte sich am Bauch dunkel und Blut rann ihm über den Gürtel hinweg die Beine hinunter. Er fiel zur Seite und brüllte, bis eine Kugel aus Felipes Gewehr seinen Schädel wie eine überreife Tomate zum Platzen brachte und ihn augenblicklich verstummen ließ.

Die anderen warfen sich schießend und schreiend hinter einigen Mauerruinen in Deckung. Aber es war zu spät.

Die Comancheros hatten gegen das Kreuzfeuer der beiden Männer keine Chance.

Als Crown Tavoja mit einem Glückstreffer die Schulter zerschoss, war es vorbei.

Die anderen warfen ihre Waffen weg und kamen mit erhobenen Händen hinter ihrer Deckung hervor. Sie zitterten am ganzen Körper, sie wussten, dass der Strick auf sie wartete.

Crown ging langsam auf sie zu.

Stinkende Pulverdampfschwaden hingen über dem Lager.

Der Gestank von Blut, Tod und verbranntem Menschenfleisch hing in der Luft. Der Bandit, der als Erster getroffen wurde, hatte inzwischen aufgehört zu schreien. Seine ganze Kleidung hatte Feuer gefangen und er brannte wie eine Fackel. Niemand kümmerte sich um ihn. Bob Kane war genauso hart gestorben, wie er gelebt hatte. Jim empfand kein Mitleid, trotz des schrecklichen Tods, den er gestorben war.

In diesem Moment kam auch Felipe aus seiner Deckung hervor. Jim wollte schon das Gewehr heben und ihm aufmunternd zuwinken, als er stutzte.

Irgendetwas stimmte nicht.

Felipe taumelte auf ihn zu, als wäre er betrunken.

Er stolperte, fiel hin, raffte sich wieder auf und fiel erneut auf die Knie. Als er den Kopf hob, konnte Crown trotz der mehr als zehn Yards, die sie noch trennten, deutlich erkennen, dass sein Gesicht schweißüberströmt war.

»Hast du Tavoja erwischt?«, fragte er keuchend. Seine Hände waren immer noch voller Blut, aber Crown ahnte, dass es diesmal sein eigenes war.

»Was ist mit dir?«

»Keine Ausflüchte! Hast du ihn erwischt oder nein? Töte Tavoja, oder dieses Land wird hier niemals zur Ruhe kom-

men.« Dann atmete er seufzend aus und fiel zur Seite.

Jim sprang auf ihn zu und drehte ihn auf den Rücken.

Felipe Pelon rührte sich nicht mehr.

Dort, wo er lag, hatte sich eine große Blutlache auf dem Boden gebildet.

Eine Comancherokugel hatte ihn in den Bauch getroffen.

»Vaya con Dios«, sagte Crown leise und drückte ihm die Augen zu.

Vielleicht war es so am besten. Sein Hass hätte ihn irgendwann in die Hölle geführt.

Obwohl er ihm einige Male aus der Patsche geholfen hatte, wusste Jim, dass er den Mexikaner bei einer genauen Auslegung der Gesetze für das, was er getan hatte, eigentlich vor Gericht zerrren musste. Trotz seiner Betroffenheit war er froh, ihm das zu ersparen.

\*

Er hörte jenes metallische Knacken, das immer dann erklang, wenn jemand den Abzug eines Revolvers spannte, beinahe gleichzeitig mit dem meckernden Lachen.

Tavoja!

Er stand dem Klang seiner Stimme nach genau hinter ihm.

Crown versteifte sich. Es war, als würde eine eiskalte Hand über seinen Rücken streichen. Das Blut drohte ihm in den Adern zu gefrieren.

»Du hättest mich beinahe geschafft, Bastardo«, sagte der Comanchero mit hohntriefender Stimme. »Du bist gut, wirklich gut, aber du hast einen großen Fehler. Du bist einfach zu gut für diese Welt. Du hättest mich gleich erschießen sollen und dir damit die Trauer um deinen Amigo ersparen. Jetzt

siehst du ja, was du von deiner Gutmütigkeit hast. Ich stehe nämlich genau hinter dir und ziele auf deinen Schädel. Ich muss nur noch den Finger krumm machen und abdrücken, dann spritzt dein Hirn gegen die Felsen.«

Crown, dessen Körper angesichts der tödlichen Kugel erstarrte, schwieg. Seine Gedanken jagten sich. Fieberhaft suchte er nach einem Ausweg.

»Hände hoch, oder ich schieße!«

Der Marshal riss überrascht den Mund auf. Dann löste sich seine Erstarrung.

Der Sprecher war niemand anderes als Ricardo. Jim konnte im fahlen Schein des Campfeuers sein bleiches Gesicht sehen. Er zielte mit einem Gewehr auf den Kopf von Tavoja.

Dem Aussehen nach schien die riesige Waffe noch aus jener Zeit zu stammen, als die Texaner in Alamo um ihre Unabhängigkeit kämpften.

»Wer bist du denn?«, fragte Tavoja angesichts der zitternden Hände, mit denen Ricardo sein Gewehr hielt, belustigend.

»Ricardo Perez, ich bin der Sohn des Ladenbesitzers von Pelado und Sie ... Sie haben meinen Vater getötet«, sagte Ricardo mit leiser Stimme. »Sie ... Sie sind ein Mörder!«

Crowns Faust schloss sich um den Griff seines Revolvers. Der Marshal ahnte, dass der Junge jeden Moment die Nerven verlieren würde.

Aber genau das war seine Chance.

»Und du bist ein Arschloch«, sagte Tavoja. »Was interessiert mich dein dummer Vater.«

Lachend hob der Comanchero seinen Colt.

In diesem Moment erfolgte eine Detonation, als ob jemand eine Kanone abgeschossen hätte. Die riesige, altertümliche

Flinte in den Händen von Ricardo schien regelrecht zu explodieren. Eine wahre Lohe aus Feuer, Blei und Pulver fauchte über das Camp hinweg.

Tavojas Lachen endete abrupt.

Er wurde angehoben und flog wie von einem Huftritt getroffen nach hinten. Er war bereits tot, als er zu Boden fiel. Ricardo stand wie angewurzelt da, fassungslos über das, was er getan hatte, während die anderen Comancheros ihre Chance witterten.

Crown reagierte als Erster.

Gnadenlos!

Der erste Comanchero hatte seinen Colt gerade aus dem Halfter gezogen, als er abdrückte und ihm eine Kugel durch den Kopf jagte.

Ein anderer versuchte zu fliehen.

Er kam genau zwei Yards weit, dann erwischte es ihn in der Seite. Er brach auf der Stelle tot zusammen. Danach war es endgültig zu Ende.

»Ich habe ihn getötet ...«, sagte Ricardo in die einsetzende Stille. »Ich habe ihn getötet. Ich habe einen Menschen erschossen.«

Crown nickte, ließ die Waffe sinken und legte dem Jungen die Hand auf die Schultern.

\*

Sie blieben noch eine halbe Stunde im Lager sitzen. Dann löschten sie das Feuer und ritten zurück nach Pelado.

Fünf Comancheros, auf die der Galgen wartete, ein Junge, der zu einem Mann herangereift war, und ein von Hass getriebener Mexikaner, der, statt im Sattel sitzend, quer über

dem Rücken seines Pferdes nach Hause zurückkehrte.

Eigentlich konnte Crown zufrieden sein, aber er war es nicht.

Er hatte die Comancherobande zerschlagen und ihr Anführer war tot, genauso wie Bob Kane, einer der Mörder seiner Frau.

Aber er wusste, dass da draußen noch mindestens ein Dutzend von Tavojas versprengten Reitern herumgaloppierte und es nur eine Frage der Zeit war, bis eine neue Bande erneut Angst und Schrecken in das Land am Rio Grande brachte, und er wusste auch, dass noch vier von Lindas Mördern auf freiem Fuß waren.

Er ahnte, dass sein Weg noch lange nicht zu Ende war.

Ende

